



Armando Rodrigues de Sá
**Der millionste Gastarbeiter, das Moped und die
bundesdeutsche Einwanderungsgesellschaft.**
1964-----2004
Von festlichen Anfängen und alltäglichen Herausforderungen.



**Tagung und Wissenschaftsforum
in Köln-Deutz vom 8. bis 9. September 2004**

Vorspiel: Erinnerung

Festlich war die Atmosphäre am Mittwochvormittag in der Empfangshalle des Bahnhofs Köln-Deutz. Beamte vom Bundesgrenzschutz klärten Passanten darüber auf, was es mit dem „Event“ auf sich hatte. Mehr als einhundert geladene Gäste hatten im repräsentativen Kuppelbau Platz genommen, einige standen noch, als die Staatssekretärin im Sozialministerium NRW, Cornelia Prüfer-Storcks, die Menschen, die damals als „Gastarbeiter“ gekommen waren, als „Bürgerinnen und Bürger dieser Gesellschaft“ begrüßte. Seine Excellenze Dr. Joao de Vallera, Botschafter der portugiesischen Republik in Deutschland, erinnerte daran, dass am 17. März 1964 der Anwerbevertrag zwischen den Regierungen beider Staaten vereinbart worden war; sechs Monate bevor Armando Rodrigues de Sá als „1.000.000. Gastarbeiter“ begrüßt wurde. Durch die Reden der Regierungsvertreter gewann die Erinnerungsveranstaltung die Würde eines Staatsaktes. Aufgelockert wurde die Atmosphäre dann durch eine Filmvorführung. Eine Filmcollage, von Paul Hofmann (Kinemathek im Ruhrgebiet) recherchiert in den Archiven des WDR und aus Wochenschaubeiträgen zusammengeschnitten, zeigte Begrüßungsszenen für den „1.000.000 Gastarbeiter“. Darunter auch noch nie gesendete Filmsequenzen. In einem Interview sagt Armando Rodrigues de Sá, wie alle anderen, die aus dem Sonderzug stiegen und gefragt wurden, dass er gekommen sei, um Geld zu verdienen, um zu Hause ein besseres Leben führen zu können.

Wie vor vierzig Jahren ging es nicht nur um die Person Armando Rodrigues de Sá. Daniela Milutin (Funkhaus Europa) führte Zeitzeugengespräche mit einem portugiesischen Ehepaar und einem Spanier, die am Rhein heimisch geworden sind. Rosa de Carvalho Peixoto und José de Jesus Araújo haben sich ineinander verliebt. Das war in Bonn. Hier haben sie gearbeitet und geheiratet und eine Familie gegründet. Heute studieren ihre beiden Töchter und verstehen sich, so die Mutter, mehr als Deutsche, denn als Portugiesinnen. Sie selbst und ihr Mann leben zwischen zwei Orten. „Eines Tages geht eine Hälfte von mir nach Portugal, eine bleibt hier“, so der 54jährige Araújo. Im Ruhestand möchten er und seine Frau das Jahr aufteilen: „Sechs Monate Portugal, sechs Monate Deutschland.“ Der Spanier Oscar Calero kam als Student nach Deutschland. Zunächst aus eigenem Antrieb, dann professionell im Auftrag der Caritas, bot er den ankommenden Landsleuten auf dem Deutzer-Bahnhof Hilfe an. Auch er verband seine Erinnerungen sehr charmant mit der Liebe zu seiner Frau. Nach so viel Menschlichkeit fiel es schwer zuzuhören, als sich Paola Fabbri Lipsch (Migrationsmuseum in Deutschland e.V.) mit guten Gründen für ein Migrationsmuseum aussprach. Emotionen waren geweckt. Emotionen, die José F. A. Oliver in seiner Festrede aufnahm. Der Lyriker erzählte persönliche Erinnerungen mit Humor, die nicht in stereotypen Bildern vom „Gastarbeiter“ aufgehen. Als Kind habe er seinen Vater gefragt, warum er aus Spanien in den Schwarzwald gekommen sei. Der Vater antwortete mit einer Geschichte. Als junger Mann in Andalusien hätte er Stierkämpfer werden wollen, ein stolzer Torero. Als er dann in der Arena von Malaga zum ersten Mal einem mächtigen Stier gegenüber stand, da habe er, ohne nachzudenken, die Beine in die Hand genommen und sei gerannt. Gerannt und gerannt, bis er nicht mehr konnte. Und so sei er eben im Schwarzwald gelandet.

Der Vormittag mit seinen vielfältigen Erinnerungen an die Arbeitsmigration ließ spüren, dass die erste Generation im Einwanderungsland etwas zu sagen hat. Wer ihre biographischen Erzählungen hört, wird die Geschichte der Migration nicht vorschnell auf Integrationsprobleme oder Risiken innerer Sicherheit verkürzen.

Historische Analyse: Geschichtsbilder

In der Jugendherberge, in der Nachbarschaft des Köln-Deutzer Bahnhofs, ging es am Nachmittag weiter im Programm. Wo heute ein ungewöhnlich attraktives Stadthotel steht, haben vor vierzig Jahren die Ankommenden eine erste Mahlzeit erhalten. Nach der Mittagspause wurden die Mikrophone im gut gefüllten Saal „Barcelona“ den Historikern überlassen. Veit Didczuneit (Museum für Kommunikation, Berlin) kam auf die Biographie von Armando Rodriguez de Sá zurück. Am Nachmittag des 10. September 1964 hatte der millionste Gastarbeiter Köln schon wieder verlassen. Er war auf dem Weg nach Stuttgart, wo er als Hilfsarbeiter auf dem Bau tätig war. Schon nach

drei Monaten, zum ersten Weihnachtsurlaub, nimmt Rodrigues das Mokick mit zurück nach Vale de Madeiros, 250 Kilometer südöstlich von Porto. In Deutschland lebt er sparsam und arbeitet auf verschiedenen Baustellen, bevor er 1970 nach einem Arbeitsunfall zu seiner Familie zurückkehrt. Neun Jahre später stirbt Armando Rodrigues de Sá, dreiundfünfzigjährig, an Magenkrebs. Diczuneit hat 1998 die Familie besucht, die noch immer in dem kleinen Ort lebt und ein Café betreibt. Der Historiker war am Kauf des Mokicks für das Haus der Geschichte beteiligt und berichtete von der Transaktion.

Diesem Beitrag zur sozialgeschichtlichen Rekonstruktion stellten Jan Motte (Landeszentrum für Zuwanderung NRW) und Rainer Ohliger (Netzwerk Migration in Europa e.V.) kritische Anmerkungen zur politisch-gesellschaftlichen Anerkennung der Einwanderungsgeschichte gegenüber. Auf ihrer Suche nach historischen Orten der Migration fanden die Referenten schlechte Schulbücher und Initiativen für Denkmäler und Straßennamen, doch nichts, was öffentlich eine soziale Anerkennung der Eingewanderten erkennen lässt. Nur Rodrigues Zweirad steht im Haus der Geschichte. Nach diesem Referat erschien das als eine unzulässige, geradezu beschämende Verkürzung von fünfzig Jahren Einwanderungsgeschichte in Deutschland. Im Anschluss hätte es zu einer Diskussion über Form und Inhalt der Musealisierung und Historisierung der Einwanderungsgeschichte kommen können. Doch der dichte Zeitplan und streikende Mikrophone ließen diese Diskussion nicht zu.

Karen Schönwälder (Wissenschaftszentrum Berlin) ging in ihrem historischen Rückblick auf das Verständnis der Einwanderung in Deutschland ein. Sie wies darauf hin, dass es bereits in den 1960er Jahren bei einer Reihe gesellschaftlicher Akteure die klarsichtige Wahrnehmung gab, dass sich die Arbeitsmigration tatsächlich zur dauerhaften Einwanderung entwickelte. Sie verwies auf Quellen im Umkreis der Kirchen und Gewerkschaften, die sich bereits zu Beginn der 1960er Jahre für integrative Politiken aussprachen. Die Gefahr einer Marginalisierung der zugewanderten Minderheiten war von Anfang an sichtbar. Schon damals plädierten progressive Stellungnahmen für eine erleichterte Regelung der Einbürgerung. Die deutsche Staatsbürgerschaft wurde als Ziel der Integration angenommen. Diese Debatten der 1960er Jahre sind auch in der historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung vergessen, wenn von der These ausgegangen wird, erst in den 1970er Jahren sei die faktische Einwanderung bewusst geworden.

Alexandra Ventura Corceiro und Antonio Munoz Sanchez (DOMiT e.V.) beleuchteten in ihren Beiträgen die Geschichte und Entwicklung portugiesischer und spanischer Migration. In den 1960er und 1970er Jahren wanderten 1.000.000 Portugiesen aus, die

meisten davon nach Frankreich und ein geringerer Teil nach Deutschland. Während die Migration nach Frankreich vorwiegend auf eigene Faust möglich war, war die Einreise nach Deutschland zu 80% über die offizielle Anwerbung verlaufen. Zwischen 1964 bis 1973 kamen 164.800 Portugiesen. Nach der Nelkenrevolution 1974 entschieden sich viele zur Rückkehr, andere für den Familienzuzug. Mitte der 1980er Jahre schrumpfte die Community auf 77.000 und wuchs erst wieder mit dem Beitritt Portugals in die EU zum heutigen Stand von 130.000 portugiesischen Staatsbürgern in Deutschland. Die Mehrzahl der in Deutschland lebenden Portugiesen gehöre längst nicht mehr zur so genannten ersten Generation der 1960er und 1970er Jahre. Sie teilten unterschiedliche geschichtliche Erfahrungen, wie etwa das Erleben des diktatorischen Regimes, die Nelkenrevolution, aber auch die Erfahrung eines Portugals in Demokratie. Daher sei die portugiesische Community heterogen und könne auf ein vielfältiges Angebot kultureller und sportlicher Vereine zurückgreifen. Ganz ähnlich wie die spanische Gemeinschaft. Munoz Sanchez rekonstruierte das mitunter schwierige Verhältnis von Sozialberatungsstellen und „Gastarbeitern“ am Beispiel seiner spanischen Landsleute. Es habe den Versuch der frankistischen Diktatur gegeben, Druck auf die spanischen Sozialberater im Sinne einer politischen Kontrolle der Migranten auszuüben. Viele hätten diesem Druck allerdings widerstanden und sich auf das Ziel der Integration und Verbesserung der Lebenssituation der Spanier konzentriert. Neben den Elternvereinen sei es den Beratungsstellen, zumeist im Rahmen der Caritas, zu verdanken, dass die spanische Community so erfolgreich die Bildung und den Schulerfolg der nachwachsenden Generation gefördert hat.

Die abendliche Podiumsdiskussion verband die historische Analyse mit einem Resümee der Migrations- und Integrationspolitik der letzten vier Jahrzehnte. Als Meilenstein wurde das Kühn-Memorandum (1979) gewürdigt. Das auch heute noch viel zitierte Memorandum konstatierte den sich vollziehenden Einwanderungsprozess und forderte Staat und Gesellschaft zu vermehrten Integrationsanstrengungen auf. Die historische Bedeutung des Zuwanderungsgesetzes liege weniger in der modernisierten Organisation von Zuwanderung und Integration, sondern vielmehr in ihrem symbolischen Gehalt als Wegmarke deutscher Migrationspolitik. Zwar gebe es einige inhaltliche Fortschritte, z.B. durch die Anerkennung geschlechtsspezifischer und nichtstaatlicher Verfolgung. Aber der Vorteil eines in sich geschlossenen Zuwanderungsgesetzes liege vor allem darin, dass man das Gesetz jetzt ohne polarisierende Diskussionen reformieren könne. Langfristig sei etwa die nachträgliche Einführung des Punktesystems zu erwarten. Der größte Fortschritt war aber nach Ansicht der Experten die Reform des Staatsangehörigkeitsrechts zum 1.1.2000, welches die bis dahin angewandte „ius sanguines“-Praxis durch Elemente des auch in

klassischen Einwanderungsländern angewandten „ius soli“ ergänzte. „Einwanderungsländer müssen auch die Bereitschaft zur raschen Einbürgerung aufbringen“, so das Fazit der Diskutanten.

Sozialwissenschaftliche Analyse: Kosten und Nutzen und Lebenslage von Migranten

Im Fokus des Wissenschaftsforums am zweiten Tag stand der Zusammenhang von Migration und Wirtschaft. Zum einen sollte aus volkswirtschaftlicher Perspektive nach den Kosten und dem Nutzen von Einwanderung gefragt werden, zum zweiten ging es um die Lebenslage einzelner Gruppen von Migranten. Ausgewählt wurden drei sehr unterschiedlich positionierte Einwanderergruppen: Illegale, die am unteren Ende sozialer Schichtung stehen, Hochqualifizierte am oberen Schichtungsende und schließlich die große „Normalgruppe“ der Migranten. Abschließend wurde aus soziologischer Perspektive die Frage aufgeworfen, wann Einwanderungsländer erfolgreich sind.

Den Anfang machte Thomas K. Bauer (Ruhr-Universität Bochum). Er hob einleitend hervor, dass die Berechnung der volkswirtschaftlichen Kosten und des Nutzens von Einwanderung eine hochkomplexe Angelegenheit sei. Es lägen viele Berechnungen vor, die wissenschaftlichen Maßstäben nicht genügten. Je nachdem, welche Indikatoren man als Messgrößen für relevant hielt und schließlich wählte, ergäben sich sehr unterschiedliche Resultate. Insgesamt, bei Einbezug all dessen, was Einwanderer an Steuern etc. in die öffentlichen Kassen einzahlten und wirtschaftlich leisteten, ergebe sich ein deutlicher positiver Beitrag von Einwanderung für Wirtschaft und Gesellschaft.

Im Anschluss referierte Wilhelm Hinrichs (Wissenschaftszentrum Berlin) über das Thema „Integration in Deutschland Fortschritte ohne nationales Grundkonzept“. Anhand von empirischen Sozialindikatoren analysierte Hinrichs den Stand der Integration der „Normalgruppe“ von Einwanderinnen und Einwanderern in Deutschland. Auf der Grundlage neuester Daten des Sozioökonomischen Panels (SOEP) zeigte Hinrichs deutlich erkennbare Fortschritte von Einwanderern im Hinblick auf die berufliche Stellung, Verteilung auf die Wirtschaftsbranchen, Qualität der Wohnungen, Einkommenshöhe im Vergleich zu den 80er Jahren auf. Gleichwohl bleibe ein großer Abstand zur deutschen Bevölkerung bestehen, der die Notwendigkeit weiterer Integrationsbemühungen unterstreiche.

Dita Vogel (Universität Oldenburg) eröffnete den zweiten Teil des Wissenschafts-

forums mit einem Vortrag zur Lebenslage von Illegalen: „Ganz unten? Illegale Ausländerbeschäftigung in Deutschland“. Vogel machte deutlich, dass illegale Ausländerbeschäftigung ein verbreitetes Phänomen in Deutschland ist. Zwar stünden ohne Zweifel viele illegale Migrantinnen und Migranten „ganz unten“, würden ausgebeutet und verfügten über nur geringe soziale Rechte. Da aber die Nachfrage nach illegaler Arbeit von Unternehmen und Haushalten komme, sei diese auch ein Phänomen „aus der Mitte“ der Gesellschaft. Vogel zeigte detailreich die Fallstricke auf, in die illegale Migranten in Deutschland geraten können, etwa bei der Frage ihrer medizinischen Versorgung.

Felicitas Hillmann (Freie Universität Berlin) wandte sich in ihrem anschließenden Vortrag der Gruppe der hoch qualifizierten Einwanderer zu. Hillmann beschrieb die Entstehungsgeschichte und den Umfang der organisierten Einwanderung von Inhabern einer „Green Card“ nach Deutschland. Neben diesen gäbe es noch weitere Formen von Elitenwanderung etwa im Rahmen transnationaler Unternehmen zwischen Standorten in Deutschland und im Ausland. Diese Migrationen seien lebendiger Ausdruck der Globalisierung, allerdings fänden sie doch schwerpunktmäßig nur zwischen wenigen Ländern statt. Keinen Zweifel ließ Hillmann daran, dass die Bundesrepublik Deutschland auf ein modernes Zuwanderungsrecht dringend angewiesen sei. Die humanitäre Komponente von Migration dürfe bei der momentanen Konzentration auf ihre ökonomischen Potenziale allerdings nicht vergessen werden. Dokumentation im Internet unter: www.angekommen.com/doku2/hillmann.pdf

Anschließend stellte sich Michael Bommes (Universität Osnabrück) der Frage, „Wann sind Einwanderungsländer erfolgreich?“. Bommes hob hervor, dass die Beantwortung dieser Frage nicht abstrakt erfolgen könne, sondern nur im Hinblick auf die konkreten Interessenslagen etwa von Unternehmen, Organisationen oder einzelnen Menschen. Die Migrationsforschung neige dazu, sich der Frage normativ zu nähern und dann schnell positiv zu beantworten, anstatt multiperspektivische Beobachtungen zuzulassen. Auch überschätze sie die Folgen von Zuwanderung, da diese von gesellschaftlichen Funktionssystemen oft gar nicht als problematisch wahrgenommen werde. Deutschland könne sich allerdings, so fügte Bommes hinzu, was die Inklusion von Migranten in die gesellschaftlichen Systeme anbelange, durchaus sehen lassen. Andere Länder wiesen hier wesentlich schlechtere Ergebnisse auf.

Zum Abschluss dankten José Sánchez Otero und Bernhard Santel vom Landeszentrum für Zuwanderung NRW den Referenten und den zahlreichen Teilnehmern des Wissenschaftsforums für ihre Bereitschaft zur Diskussion.

Zugabe: Geschichten der Arbeitsmigration im Film

Wer die Einladung aufmerksam gelesen hatte, konnte vor und nach der Tagung als Rahmenprogramm ein von Paul Hofmann (Kinemathek im Ruhrgebiet) zusammengestelltes und moderiertes Filmprogramm im Kino in der Brücke sehen. Etwa dreißig Zuschauern wurden historische Berichte und Dokumentationen aus den Archiven des WDR und der Wochenschau gezeigt. Die unfreiwillige Komik der Begrüßungsfeier 1964 offenbarte der fiktive Kurzfilm „Frizör“ von Ayhan Salar (2002/03). Der Inhalt der Film-Geschichte: Der junge Türke Ahmet war 1964 vor dem Portugiesen Armando aus dem Zug gestiegen. Auf die Frage des Empfangskomitees, ob er ein Gastarbeiter sei, antwortet Ahmet höflich „Ich Frizör“. Der Portugiese sagte nichts und lächelte. So erklärt der Spielfilm, warum Armando, nicht Ahmet zum millionsten Gastarbeiter erkoren wurde. Weniger Humor hatte Helma Sanders-[Brahms], deren Kurzfilm „Die industrielle Reservearmee“ (1970/71) zum Abschluss des ersten Filmabends gezeigt wurde. Im Stil sozialistischer Agitation wurde die Arbeitsmigration in die Kapitalismuskritik einbezogen. Der zweite Programmabend zeigte Kurzfilme und Dokumentationen zum Thema „Gastarbeiter“. Diesmal brachte Paul Hofmann mehr fürs Herz mit, aus der Fernsehreihe „Prisma des Westens“: „Mario mag Kartoffeln nicht“ (WDR 27.9.1961) und „Und die Bambi weinten“ (WDR, 16.1.1962). Es blieb aber nicht romantisch. „Der Unfall“ von Peter Beauvais (1968) zeigte, wie sich in Köln eine Schlägerei zwischen jugendlichen, deutschen und spanischen Arbeitern entwickelt. Der spannende Spielfilm macht die Aggressionen vor dem Hintergrund der alltäglichen Vorurteile und Diskriminierungen sichtbar.

Fazit

Die Veranstaltung fand in einer festlichen und warmen Atmosphäre statt. Dass an authentischen Orten an die Begrüßung von Armando Rodrigues de Sá vor vierzig Jahren erinnert wurde, ist selbst schon ein Zeichen für das wachsende historische Bewusstsein der Einwanderungsgesellschaft. Angemessen war auch, dass hier ausschließlich und ausführlich auf die Migration von der iberischen Halbinsel eingegangen wurde, ohne gleich alle Anwerbestaaten über einen Kamm zu scheren. Die Kombination eines Festaktes mit historischer und sozialwissenschaftlicher Analyse wurde der Komplexität der Sache gerechter als manche Veranstaltung, die sich auf Integrationsprobleme beschränkt. Sicher konnten heikle Punkte, die zwischen den Zeilen anklagen, etwa die Form der Historisierung und Musealisierung der Einwanderungsgeschichte oder die Rolle der diktatorischen Regime in Spanien und Portugal, nicht ausdiskutiert werden. Aber Tagungen sind nicht geeignet, um alle Fragen zu beantworten. Das Gegenteil ist gelungen, nämlich die Fragen nicht wie gewohnt aus der Perspektive der Aufnahmegesellschaft zu stellen, sondern für die

Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit der Migrationsgeschichte zu sensibilisieren. Die nachhaltige Leistung dieser Veranstaltungsreihe liegt wohl darin, die Lebensleistung der ersten Generation gewürdigt und eine Gelegenheit zum offenen Austausch gegeben zu haben. Vor allem aber ist durch die rege Teilnahme und mediale Resonanz das Bewusstsein für die Geschichte der bundesdeutschen Einwanderungsgesellschaft gefördert worden. Daran muss man weiter arbeiten.

Von Andreas Deimann und Dr. Bernhard Santel

Eine PDF-Datei der Webseite "www.angekommen.com"